

**VERSUCH ÜBER HERR PALOMAR UND
SEINEN VERSUCH EINE WELLE ZU LESEN.**

„Seltsam, die Wünsche nicht weiter zu wünschen. Seltsam,
alles, was sich bezog, so lose im Raume
flattern zu sehen. Und das Totsein ist mühsam
und voller Nachholn, dass man allmählich ein wenig
Ewigkeit spürt. - Aber Lebendige machen
alle den Fehler, dass sie zu stark unterscheiden.
Engel (sagt man) wüssten oft nicht, ob sie unter
Lebenden gehn oder Toten. Die ewige Strömung
reißt durch beide Bereiche alle Alter
immer mit sich und übertönt sie in beiden.
(Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien, Die erste Elegie.)

Signor Palomar – Protagonist in Italo Calvinos ‚Roman‘ *Palomar* – gibt mit der *Lettura di un'onda*, mit dem Versuch, eine Welle zu ‚lesen‘, Einblick in seine Betrachtung der Welt. Diese besondere Lektüre einer Welle ist keine versunkene, besinnliche Einkehr, kein gefühlsbetonter, vager Blick auf das bewegende Hin und Her des Meeres. Herr Palomars Vorhaben ist es, am Strand verweilend, „nicht *die Wellen*“ sondern „nur eine einzelne Welle und weiter nichts“, einen „begrenzten und klar umrissenen Gegenstand“ unter dem Aussparen seiner Gefühle zu beobachten.

Bereits nach kurzer Zeit weiß er, dass es zumindest schwierig ist, eine einzelne Welle von den anderen zu trennen. Eine Welle, taucht aus der Ferne auf, wächst, kommt näher, Form und Farbe verändern sich, sie überschlägt sich, bricht in sich zusammen, verströmt, fließt rückwärts, verebbt. Immer steht sie mit den vorangehenden und den nachfolgenden Wellen in Verbindung: Die unmittelbar vorauslaufende scheint sie mit ans Ufer zu ziehen, „bis sie dann schließlich gleichsam gegen sie kehrt macht, wie um sie aufzuhalten“; die unmittelbar folgende drängt sie nach vorne, holt sie bisweilen ein, überspült sie.

„Betrachtet man ferner die Welle in ihrer Breite, als Front parallel zum Verlauf der Küste, so ist es schwierig genau zu bestimmen, bis wohin die näherkommende Front sich kontinuierlich erstreckt und wo sie beginnt, sich zu teilen und auseinanderzufallen in eigenständige Wellen mit unterschiedlicher Schnelligkeit, Stärke, Gestalt und Richtung.“ (Italo Calvino, *Herr Palomar*)¹

„*Insomma, non si può osservare un'onda senza tener conto degli aspetti complessi che concorrono a formarla*“, schließt Palomar. Fügt dieser Erkenntnis hinzu, dass die isolierte Betrachtung einer Welle nur möglich ist, wenn man die vielfältigsten Aspekte, die bei ihrer Bildung zusammenwirken einbezieht und dass die Gegebenheiten sich von Welle zu Welle verändern, jede Welle verschieden ist.

Wellen sehen sich ähnlich aber sie unterscheiden sich. Ihr komplexes Zusammenwirken macht es schwer, aus dem Gefüge von Formen und Abfolgen, die Identität der einzelnen, auserwählten Welle festzuhalten und so ihr eigenen Charakteristika zu bestimmen.

Herr Palomar, der im Moment aber „nichts anderes zu tun gedenkt“, begnügt sich damit, eine Welle einfach „zu *sehen*“ (*vedere un'onda*). Sehen bedeutet für ihn, alle simultanen Bestandteile zu erfassen, alles zu berücksichtigen und den Blick so lange auf der Bewegung des Wasser, das er ans Ufer schwappen sieht, ruhen zu lassen, bis er feststellt, dass die Bilder sich wiederholen, er glauben kann, alles *gesehen* zu haben, was er *sehen* wollte. Herr Palomar, „Bewohner einer hektischen und überfüllten Welt“, wird feststellen, dass er immer dann, wenn er glaubt endlich alles gesehen

¹ Italo Calvino, *Herr Palomar*, München 2007, S. 12 / *Palomar*, Milano 1994.

zu haben, ihm von irgendwo her etwas ins Auge springt, was ihm vorher verborgen geblieben war.

Wellen sind aber auch in ihrem Wechselspiel und ihrem einfachen Dasein beruhigend. Dieser ‚Einfachheit‘ will Herr Palomar durch intensionsloses Betrachten, losgelöst von der ‚Ungeduld, ein komplettes und definitives Ergebnis seiner visuellen Operation zu erzielen‘, nahekommen. Ein sicherlich wirkungsvolles Mittel gegen Neurosen, Herzinfarkt und Magenschwüre, denkt er.

Der unauflösbare Gegensatz zwischen dem verstehenden Sehen (*vedere*) und dem intensionslosen Betrachten (*guardare*) hat die Dimension einer Tragödie. Ihr Plot: Der Wunsch durch die Reduktion auf den einfachsten Mechanismus, die Komplexität der Welt, in den Griff zu bekommen und die immer wieder aufs Neue sich bestätigende Erkenntnis, dass der Reduktion, das Komplexe, das Unübersichtliche, das Chaotische entgegensteht. Die Illusion dem Mechanismus, der das zusammenhängende Ganze, das Ineinanderwirken unterschiedlichster Phänomene, Aktionen und Reaktionen, Kommen und Gehen, Beeinflussen und Beeinflusst-Werden darstellt, der Komplexität durch die Reduktion begegnen zu können, wird durch das Betrachten einer jeden Welle zerstört. Der Versuch der *epoché*, scheitert an jeder neuen Welle, die, bewegt von *Flügelschlag eines Schmetterlings*, provozierend eine unvorhergesehene Richtung einschlägt, die Verhältnisse neu mischt, vorübergehend ein neues Modell entstehen lässt, andere „quer- oder gegenläufige Wellen [...] langsam schwächt und schließlich verschwinden lässt“, in einer der „vielen Dynastien schräger Wellen“ zerfließt, „um mit ihnen ans Ufer zu klatschen.“

Das entstandene und immer aufs Neue entstehende Bild narrt den Betrachter, lässt ihn ruhelos, gönnt ihm keine innere Einkehr. Der Wunsch, ein Detail in der Vielfalt der Striche, Farben und Darstellungen zu fixieren, es als selbstständig Ganzes zu *betrachten*, ist ein ungleiches Spiel: Mal zerfällt alles in Einzelteile, mal überwiegt das Durcheinander des Gesamtbildes, das sich bei jedem Augenöffnen aus einer neuen Perspektive zeigt. Selbst Palomars letzte Hoffnung, „die Wellen in Gegenrichtung laufen zu lassen, die Zeit umzukehren, die wahre Substanz der Welt jenseits der üblichen Sinnes- und Denkgewohnheiten zu erkennen“ ist wenig fruchtbar. Die Richtung ist vorgegeben, das „beharrliche Drängen, das die Wellen zur Küste treibt, überwiegt“. Es bleibt die Erkenntnis, dass einzig der allumfassende Blick – der Überblick – von Nöten ist, um die menschlichen Erkenntnisse auf das ganze Universum übertragen und erkennen zu können, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Die Komplexität der zu beobachtenden Phänomene und das dem Menschen immanente Bedürfnis der Einordnung birgt die Tragik der faust’schen Seele – erkennen „Wie alles sich zum Ganzen webt, / Eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen / [...] / Harmonisch all das All durchklingen!“

Ungewiss bleibt, ob es diese Harmonie überhaupt gibt.

Unsicher geworden ob seiner Erkenntnisfähigkeit, geht Herr Palomar weiter am Strand entlang, „nervös wie zuvor und noch ungewisser in allem“.

Die Frage nach Harmonie wird zur existenziellen Frage.

Wird einzig und allein der Tod, ein Ende der Unruhe bewirken, ein Ende der Unsicherheiten und Unzulänglichkeiten des Lebens herbeiführen? Eine Welt, die ohne

Palomar auskommt, in der die Dinge wieder ohne seine Vorstellung existieren, wird nach einer „eigenen Gesetzlichkeit oder Notwendigkeit oder Ratio“ sein. Das menschliche Dasein, „jener Unruheklecks“, bedrängt die Dinge und Phänomene, betrachtet und analysiert sie, füllt sie mit einem Leben, das nicht ihr eigenes ist. Das Kommen und Gehen des Wassers, die Wiederholung, die „Ausbreitung und Aufeinanderfolge der Dinge unter der Sonne in ihrer unerschütterlichen heiteren Ruhe“, ist ohne das Betrachten von Signor Palomar absolute Ruhe, Gleichgültigkeit, ein Eintauchen in den Ozean jener Wellen, die einfach nur da sind: ohne Grund, ohne Anspruch, ohne Charakteristika. Das Empfinden des nackten Seins, ist jenseits der Vorstellung einer Existenz, die sich *entwirft*, sich zwischen den Sachen positioniert, sie einer „logischen, kohärenten Entwicklung“ zu unterwerfen sucht.

Herr Palomar erkennt erst bei dem Gedanken an den eigenen Tod, wie sehr er selbst Teil des Problems ist. Sein Wunsch zu sehen, zu erkennen, ist der Versuch sich innerhalb der Phänomene und der Welt zu positionieren. Durch diesen Versuch gerät der Wellengang in den Strudel des selbst produzierten Chaos. Dies geschieht nicht aufgrund der Eigenheiten der Wellen aber durch den Versuch einzuordnen. Es geschieht aufgrund der Möglichkeiten der rationalen Erkenntnisstruktur. Das zufällige, konturlose Hin und Her, das Fehlen einer Ordnung ist das Werk des Ordnungsuchenden. Dieser muss allerdings erfahren, dass nichts zu halten, nichts zu charakterisieren ist, es sei denn man begnügt sich mit den Bestimmungen *willkürlich und regellos*. Mit der Hinfälligkeit zuverlässiger, sinnvoller Planspiele schwindet die Möglichkeit, vorausszusehen, vorbeugend zu planen. Die Einsicht ist schmerzhaft,

steigert das Bewusstsein von der Trennung zwischen Ich und Welt, zwischen *meiner* Welt und *der* Welt.

Beim Betrachten der Welle, vermittelt jeder Herzschlag die Gewissheit dem Unvorhersehbaren, dem Unbestimmbaren ausgeliefert zu sein. Die Erfahrung der *nackten Existenz* ist der Ursprung der existenziellen *Angst*.

Herr Palomar, der nicht zu lösenden *Spannung* müde, sucht den Weg der Einker. Er löst das Konfliktpotential, indem er die innere Unruhe abschaltet und mit ihr das Konfliktpotential. Er wählt das Totsein, den vollkommenen Stillstand, die Handlungs- und Denkfähigkeit.

„Die Welle schlägt an die Klippe, und höhlt den Stein, die nächste Welle rollt an, die Übernächste und noch eine ... Ob er nun da und vorhanden ist oder nicht, alles geht seinen Gang. Die Erleichterung, tot zu sein, musste hierin bestehen: Wenn jener Unruheklecks, den unser Vorhandensein darstellt, ausgelöscht ist, zählt als einziges nur noch die Ausbreitung und Aufeinanderfolge der Dinge unter der Sonne in ihrer unerschütterlich, unbeschwert erhabenen Ruhe (*serenità impassibile*).“

Totsein oder Teilhaben an dieser „unantastbaren Erhabenheit“ ist nicht das friedliche Eingehen in das Wunschlose, das Notwendige oder das Jenseitige. Der Tote ist befreit von der Fähigkeit handeln zu können. Er sieht, er tadelt – „Der Blick eines Toten ist immer ein bisschen tadeln“ – aber er ist unfähig Korrekturen, an dem Beanstandeten vorzunehmen. Es entsteht das „dominante Gefühl“, dass „alle Probleme nur die Probleme der anderen sind, ihre Sache“.

Das Totsein erlaubt auf die Ereignisse zurückzublicken, die nun nicht mehr nach Handlung und Veränderung verlangen. Sie entgleiten der Chronologie der Begeben-

heiten, die nur den berühren, der erklären und verstehen muss, um handeln zu können.

„Wenn die Zeit ein Ende hat“, wird die Erinnerung zu einer Ansammlung von Momentaufnahmen, die sich nicht länger

aneinanderreihen, aber nebeneinander existieren.

© Fernand Guelf 2014

